

Noware.



Uwe Post

Noware

Erzählung

Erstmals erschienen in Nova 13 (2008)

Unveränderte eBook-Ausgabe © 2009 Uwe Post

2. Platz - Deutscher Science Fiction Preis 2009

Herausgeber:

Uwe Post

Schliemannstr. 31

40699 Erkrath

uwe@post-sf.de

<http://post-sf.de>

Noware.

Tumm ... tumm ... tumm ... tumm ...

Trommelschläge treiben die Transportgaleere den Rhein hinauf. Meine Hände bluten, sind aufgescheuert; meine Muskeln zittern.

Neben mir zieht Carl am Riemen. Carl ist Schwede, und er stinkt. Um seinen Hals hängt eine Schnur, an dem ein Handy baumelt, das längst nicht mehr funktioniert. Ein Artefakt. Eine Erinnerung an eine andere Welt. Eine Welt, die nur im Präteritum existiert.

Ich stinke übrigens auch. Die ganze Galeere stinkt. Es gibt kein Deo mehr.

Okay, vielleicht gibt es irgendwo noch welches. Aber Deo ist nicht wichtig. Nicht so wichtig wie Essen.

Lieber stinken als sterben.

Tumm ... tumm ... tumm ... tum ... tum tum tum tum tum ...

Der Trommler beschleunigt stark.

»Fuck«, schreit mein Hintermann. Carl guckt bloß blöd.

»Komm hier runter und rudert selbst«, rufe ich. Ein paar Jungs pfeifen. Einfach so die Schlagzahl erhöhen? Was soll der Scheiß?

Wir kommen aus dem Takt. Die Galeere schaukelt, oben schreit jemand irgendwas. Vor mir späht Zoltan durch ein winziges Guckloch nach draußen. Er prallt zurück, kreischt: »Rudert, scheiße!« Seine Stimme überschlägt sich. Zoltan reißt an seinem Riemen, rutscht ab, jault.

»Fick dich«, zischt jemand, wirft einen Plastikbecher, der klappernd irgendwo landet. Dann schaue ich durch mein eigenes Guckloch. Ich sehe ein anderes Schiff. Eins mit Schraube. Aus Stahl.

Es hält auf uns zu.

»Rudert, ihr Arschlöcher!«, schreie ich. »Die wollen uns rammen!«

Statt zu arbeiten, versuchen alle, einen Blick nach draußen zu werfen. Die Schreie werden lauter. Mein Riemen fliegt mir aus der

Hand, ein anderer ist draußen dagegen geknallt. Wir werden langsamer. Sind ein leichtes Opfer. Carl springt auf, stößt jemanden weg, verliert das Gleichgewicht, fällt zwischen zwei Bänke. Die Jungs da hauen ihm die Fäuste ins Genick.

Ich höre den Motor der anderen.

Ein Geräusch, das an die Vergangenheit erinnert. Ein Fremdkörper, ein Geschwür, das fast abgeheilt ist. Aber noch wehrt es sich.

Die Zivilisation will nicht wahrhaben, dass ihre Zeit vorbei ist.

Ein paar Jungs springen auf, stolpern, klettern übereinander. Schreie, Flüche, Schläge. Gewalt ist eine schnelle Lösung, die kein Nachdenken erfordert. Wer den anderen totschießt, überlebt. Vorerst.

Ich sehe hinaus. Das andere Schiff trifft uns am Heck. Gleich. Ich klammere mich an meine Sitzbank. Jetzt.

Ein Ruck, ein Knall. Dann das Inferno. Kreischendes Holz mischt sich mit Schmerzensschreien. Splitter fliegen, irgendwas trifft mich am Oberarm. Die Galeere neigt sich zur Seite. Der kühle Geruch von Wasser.

Ich ziehe mich hoch, balanciere über den schmalen Steg, vorbei an Schreienden, Kämpfenden, Verletzten. Ich sehe keinem von ihnen in die Augen, haste vorwärts, weiche aus, nur vorwärts, ziehe mich an Deck. Es neigt sich, ich suche Halt, finde keinen ... etwas trifft mich, ich rutsche ...

Dann das Wasser. Kälte zieht mich nach unten, will mich verschlingen, aber ich schwimme ins Licht. Ein paar kräftige Züge, dann lasse ich mich treiben. Nur ein kurzer Blick zurück: Trümmer der Galeere, ein paar Körper und das Heck des anderen Schiffes, auf dem jemand steht und winkt. »Anette«, so steht's auf dem Frachter, verschwindet stromabwärts, während ich mit ein paar anderen Jungs irgendein Ufer erreiche. Wir klettern über Steine, hocken im Gestrüpp, zittern, husten, bluten, kotzen.

»Warum machen die das?«, keucht jemand.

Die Jungs sind zu sehr mit Überleben beschäftigt, um die Frage zu beachten. »Warum nur!?«

Ich kenne die Antwort.

*

»Nur so zum Spaß«, sagte Jo und sah aus dem Fenster. Ich starrte ihn eine Weile lang an. Mein Sohn hatte sich von der Rolle des Klassenclowns emanzipiert, indem er den Toyota seines Sportlehrers angezündet hatte. Seine Antwort auf meine Frage »Warum?« schockierte mich. Nur so zum Spaß. Das hatte nichts mit Kommunikationsschwierigkeiten zwischen unterschiedlichen Generationen zu tun. Auch seine Mutter, die vermutlich gerade in diesem Moment im Entziehungsheim einen der Pfleger flachlegte, war nicht schuld. Aber genau das sagte ich trotzdem.

»Lol«, machte Jo. Er ließ seinen Blick über den Frühstückstisch schweifen, verharrte kurz bei der Müslipackung und entschied sich dann für die Milchtüte. Mit einer lässigen Handbewegung warf er sie vom Tisch.

Ich sprang, fing die Packung irgendwie auf, konnte aber nicht verhindern, dass ein großer Teil des Inhalts den Boden weiß färbte. Jo kicherte.

Wut.

Auf der anderen Seite des Tisches knallte meine Müslischüssel auf den Bogen. Sie zersprang, mein Frühstück vermischte sich mit blauen Keramik-Scherben.

Jo stürmte gröhlend aus der Küche.

Ich blieb auf den kalten Fliesen sitzen, entdeckte Muster im Schlamassel. Ein skelettierter Fuß da links, zwei Grinsen rechts. Das eine erinnerte mich an meinen Sachbearbeiter beim Jugendamt. Mein Sorgerechtsantrag? Sei während seines Urlaubs verloren gegangen, sowas kam schonmal vor. Ich polierte ihm die Fresse. Ich bekam das Sorgerecht zwei Jahre später, als der Sachbearbeiter versetzt wurde. Sein Nachfolger murmelte etwas von Bestechlichkeit, setzte für zwei Hunderter Unterschrift und Stempel an die richtige Stelle. Am gleichen Nachmittag holte ich Jo aus dem Heim, und im Stau auf dem Weg fluchte ich, als käme es auf jede Sekunde an. Dass sieben Jahre ohne Erziehung nicht zu reparieren waren, begriff ich erst nach und nach. Wie zum Beispiel jetzt, im Angesicht meiner auf dem Küchenboden verteilten Müslischüssel.

Ich zog mich am kalten Metallgestell des Küchenstuhls hoch, setzte mich darauf und zog das Notebook zu mir herüber. Das hatte Jo nicht vom Tisch geworfen, weil er Respekt vor allen Computern hatte, mit

denen man spielen konnte. Ich klappte das Notebook auf, um nachzusehen, wieviel Verspätung meine S-Bahn heute hatte.

Aber ich bekam keine Verbindung. Ausgerechnet jetzt kein Internet. Also musste ich davon ausgehen, dass die Bahn pünktlich war. Keine Zeit, um die Küche aufzuräumen.

In diesem Moment hörte ich die Tür zu Jos Zimmer knallen. Sekunden später stand er in der Küche, beide Hände in den Taschen seiner Jeans. »Internet geht nicht«, murrte er.

»Ich weiß«, sagte ich.

»Kein Everworld«, grunzte Jo, sah zu Boden, dann aus dem Fenster. »Shit«, ergänzte er, als er merkte, dass die Milch seine Socken erreicht hatte. Er machte einen Schritt rückwärts. Ich konnte mir ein Grinsen nur mühevoll verkneifen. »Wenn dein Online-Spiel nicht geht, könntest du stattdessen was anderes machen. Ich hätte da zwei Vorschläge.«

»Shit«, wiederholte Jo.

»Du könntest zum Beispiel die Küche saubermachen.«

»Fuck.«

»Oder in die Schule gehen.«

»Lol.«

Es klingelte. Jo machte keine Anstalten, zur Tür zu gehen, also schob ich mich an ihm vorbei, um zu öffnen. Der Junge trottete hinter mir her. Draußen warteten zwei Typen in Jos Alter, die ich nicht kannte, einer breit, einer fett. »ZNG«, brummte Jo hinter mir.

»Was ist?«, fragte ich.

»Okay«, sagte der größere der Jungs und sah an mir vorbei.

»Zaks neue Gang«, erklärte Jo die Abkürzung.

»Wir zocken dein Nokia«, verkündete der Fette und meinte Jo.

»Wieso?«, fragte ich.

»Klar, Zak«, machte Jo und holte sein Handy aus der Tasche.

»Meins ist ...«, begann der Große, wurde unterbrochen vom Fetten:

»Wir kratzen den Namen deiner Fotze in Papas Auto.«

»... kaputt.«

»Ich habe gar kein Auto«, sagte ich.

»Okay, 'kay«, machte Jo und reichte dem Fetten sein Handy.

»Moment«, wollte ich eingreifen, aber der Fette hatte das Telefon schon an seinen Kameraden weitergereicht und baute sich als

menschlicher Schutzschild vor ihm auf.

»Scheiß China-Karre«, sagte er und nickte unbestimmt Richtung Treppenhaus. Langsam wurde mir klar, dass die zweiköpfige Gang den Lack eines Wagens vor dem Haus zerkratzt hatte, in der Annahme, es sei meiner. Und das, um meinen Sohn zu erpressen. Ich schüttelte den Kopf. »Wie bescheuert seid ihr eigentlich?«

Der Fette grinste und entblößte weiße Zähne, ohne etwas zu entgegnen.

»Arschloch, das is auch im Arsch«, rief der Große und warf Jos Handy hinter sich. Es klapperte die Treppe runter.

»Jetzt bestimmt«, kommentierte der Fette.

»Lol«, machte Jo und verschränkte die Arme.

»Man sieht sich«, sagte Zak und machte Anstalten, zu gehen.

»Moment«, rief ich.

»Guck«, sagte der Fette und hielt mir eine Pistole vor die Nase.

»Scheiße, bis du völlig ...«

»Cool«, ließ Jo sich vernehmen.

»... bescheuert?«, schrie ich den Fetten an. Der machte ein paar Schritte rückwärts, dann eilte er johlend die Treppe runter.

Ich sah Jo an, aber der gaffte bloß die Gegensprechanlage neben der Wohnungstür an, als hätte er sie noch nie gesehen.

»Die kommen hierher, um dich abzuziehen?«, fragte ich.

Unten knallte die Tür. Jo riss den Hörer von der Gegensprechanlage und schrie »Arschlöcher« hinein. Dann knallte er den Hörer wieder in seine Halterung, ohne eine Antwort abzuwarten. Er sprang an mir vorbei, ins Treppenhaus, rannte hinunter.

»Jo!«, schrie ich, wollte hinterher, aber die Wohnungstür hatte die Angewohnheit, leicht ins Schloss zu fallen, und ich hatte keine Schlüssel griffbereit.

Jo lief aber nur eine Etage tiefer. Ich hörte, wie er etwas zischte, dann kam er langsam wieder die Treppe hoch, sein geliebtes Nokia in der Hand.

Ich schloss kurz die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich ein Handy-Display.

»Ist wirklich kaputt«, sagte Jo.

»Das wundert mich nicht, bei der Behandlung«, antwortete ich und griff nach dem Gerät. »Jedenfalls hat es keinen Empfang«, stellte ich

fest, während wir hinein gingen. Ansonsten sah es intakt aus. Solide gebaut, im Gegensatz zu billigen China-Kopien.

Erst jetzt sah ich die Uhrzeit, die das Nokia auf seinem Display verkündete. »Scheiße«, entfuhr es mir. Ich knallte die Tür zu und eilte an Jo vorbei, der die Gegensprechanlage mit triumphierendem Blick betrachtete. »Ich muss im Büro anrufen, dass ich später komme«, sagte ich und lief zum Schreibtisch, auf dem mein eigenes Handy lag. Mit feuchten Fingern suchte ich die Nummer, wollte wählen, aber das Gerät piepte nur traurig. »Auch kein Empfang«, stellte ich erstaunt fest.

Das Festnetz-Telefon, halb verstaubt, stand auf dem Sideboard. Ich hob ab und hörte nur Rauschen. Jo grinste mich an.

»Das ist auch tot«, sagte ich mit belegter Stimme.

»Cool«, meinte Jo.

Ich schüttelte den Kopf. »Komischer Zufall.« Mein Blick tastete haltlos durch Raum. »Findest du das nicht seltsam?«

Jo zuckte nur mit den Schultern.

Ein paar Schritte, und ich stand vor dem Fernseher. Schaltete ihn an. Ein Testbild vom Kabeldienstleister. Ich drehte mich um. Jo war nicht mehr zu sehen.

»Wo ist die Scheiß Fernbedienung?«, rief ich.

Jo tauchte wieder auf, zuckte mit den Schultern. Er hatte sein Handy in der Hand und die Ohrhörer eingestöpselt. »Radio«, sagte er und hielt mir einen Ohrstecker hin. Ich griff danach, als wäre er die letzte Verbindung zur Zivilisation. Dass das stimmte, wurde mir klar, als Jo und ich, die Köpfe nah beieinander, weil das Kabel zu kurz war, die Sondersendung im Radio hörten, wo sie über die zahlreichen Explosionen berichteten. Irgendjemand hatte systematisch Glasfaserkabel, Übergabepunkte und Rechenzentren in die Luft gesprengt.

»Shit«, sagte ich.

»Bumm«, machte Jo und grinste. Er hüpfte durchs Wohnzimmer und machte dabei »Bumm! Bumm! Buuumm!«

*

Wir müssen drei Jungs zurücklassen. Versprechen, Hilfe zu holen.

Hilfe? Was für Hilfe? Bis wir zurück kommen, sind sie tot. Also kommen wir nicht zurück. Vielleicht stirbt es sich besser, wenn man hofft, im letzten Moment käme doch noch die Rettung. Wie in den alten Filmen. In der Wirklichkeit kommt die Rettung nie. Bloß irgendwann die Krähen.

Irgendwie kämpfen wir uns durch das Dickicht am Rheinufer, stehen auf der leeren Bundesstraße. Rechter Hand, ein ganzes Stück flussabwärts, liegen Bäume quer über der Fahrbahn.

»Eine Grenze«, sagt Helmar.

Ich nicke. »Fragt sich nur, ob wir uns diesseits oder jenseits befinden.«

Helmar sieht mich nur an. Sein Mund steht offen, die Kinnlade zuckt. Seine Stirn besteht hauptsächlich aus einer riesigen, leuchtend roten Beule.

»Es wird dunkel«, sagt einer der anderen Jungs.

»Scheiße«, murmelt der Rest, gleichzeitig, im Chor, wie das Amen am Ende einer Andacht.

»Licht«, zischt plötzlich ein hochgewachsener Glatzkopf, dessen Name mir nicht einfällt. Er steht mitten auf der Straße, ist einige Schritte rheinaufwärts gelaufen, hat als einziger von uns die Möglichkeit, um die Kurve zu schauen.

»Okay«, sagt Helmar, »Freund oder Feind?«

Hans, ein blonder Hüne, der eigentlich Kevin heißt, baut sich neben Helmar auf. »Feind, was sonst?«, sagt er.

»Also andere Richtung?«, fragt jemand.

»Ja«, nickt Hans. »Wir brauchen was zum Übernachten. Eine Ruine. Ein Haus. Ein leeres. Wir wollen niemanden stören. Die Nacht wird kalt.«

»Ja, ein beschissenes Haus«, murmelt Helmar.

»Am Rhein gibt es alle paar Kilometer eine Ortschaft. Wir werden schon was finden.«

Also gehen wir los. Steinchen knirschen unter unseren Sohlen, soweit wir noch Schuhe tragen. Nackte Füße klatschen auf den Asphalt, unterbrochen von gelegentlichen, unterdrückten Flüchen. Neben mir geht der Glatzkopf. »Was war das für ein Licht?«, frage ich ihn leise.

»Ein Zug«, entgegnet er und röchelt.

»Ein Zug?« Stirnrunzelnd schaue ich nach links. Natürlich ist da die alte Bahnstrecke, aber Züge fahren da seit dem Zusammenbruch nicht mehr. »Wie kommst du darauf?«

»Fenster in einer Reihe«, sagt der Glatzkopf, gestikuliert mit den Fingern. »Nebeneinander«, ergänzt er. »Und übereinander. Zwei Reihen übereinander!«

»Ein Doppelstockzug?«

Er zögert, nickt.

»Aber er bewegte sich nicht?«

Er kichert. Nein, natürlich bewegt er sich nicht. Kein Strom. Schon lange nicht mehr.

Fast haben wir die Baumstämme erreicht. Auf der anderen Seite sind Häuser zu sehen, sogar ein gelbes Ortsschild. Noch etwas näher, dann können wir es entziffern - St. Goar - wir beschleunigen unsere Schritte, automatisch, ohne dass ein Antreiber den Trommeltakt erhöhen müsste ... tomm, tomm, tomm, platsch, platsch, platsch, ...

Dann fallen Schüsse. Jemand schreit, der Glatzkopf rempelt mich um. Ich stolpere über irgendwas, falle auf die Knie, dann ruft jemand »Halt!«

Knirschend nähern sich Stiefelschritte, ich bleibe vorsorglich am Boden. Ich stupse den Glatzkopf an, aber der wimmert nur.

Im letzten Licht des Tages sehe ich einen bewaffneten Trupp aufmarschieren, Aufstellung beziehen; eine Miliz, oder eine Gang, die Herren diesseits des Baumstamms offenbar.

Vor tritt ein langhaariger Kerl mit Bart und Maschinenpistole. »Ihr Jungs wolltet also unser Land durchqueren, ohne Zoll zu zahlen?«

Keiner von uns wagt eine Antwort.

»Das macht überhaupt nichts«, fährt der Bart leichthin fort. »Wir legen euch einfach um und werfen euch in den Fluss, dann ist alles in Ordnung.« Er kichert, bis ihm sein Nebenmann etwas zuflüstert. Daraufhin sinkt der Lauf der Maschinenpistole. Er seufzt, versetzt dem Mann einen Klatsch auf den Hintern. »Von mir aus. Also, ist einer unter euch, der Ahnung von Computern hat?«

Jemand hinter mir kichert hysterisch, ein anderer hustet. Die meisten von uns waren vor dem Job auf der Galeere Sportler, Türsteher, Bauarbeiter. Der Kerl in der Reihe vor mir war früher Elektro-Verkäufer bei Kaufhof, der neben ihm Geheimagent, der

anderer Leute PCs ausspionierte. Hat er jedenfalls immer behauptet. Egal, die beiden sind tot.

Und ich bin feige, habe nie den Mut aufgebracht, meinem Sohn eine runterzuhauen, meinem Chef zu sagen, wohin er sich seine sogenannten Strategie-Meetings schieben kann, die süße Nachbarin zu fragen, ob sie mal zum Essen rüberkommen will ... wo sie jetzt wohl ist?

Im Arsch, wie ich?

Wenn einem alles scheißegal ist, kann man genausogut den Helden spielen.

Langsam richte ich mich auf. Zitternd, es ist kalt.

»Ich«, will ich sagen, aber mein Hals ist zu trocken. Ich schlucke, dann hebe ich sachte die Hand und wiederhole: »Ich. Ich kenne mich mit Computern aus.«

Hans schnaubt, der Bärtige grunzt. »Okay, dann kommst du mit zum King. Du, du und du«, er zeigt dabei auf drei seiner Kameraden, »erschießt den Rest.«

»Lass sie doch gehen«, sagt meine vorlaute Fresse, bevor ich sie daran hindern kann. »Und spart die teure Munition.«

Der Bärtige lacht trocken. »Genosse«, sagt er, »es gibt auf der Welt mehr als genug Waffen und Munition, um alle Scheiß Menschen umzulegen.«

Hans spuckt aus. »Erst recht, seit wir Scheiß Menschen nicht mehr so viele sind.«

Der Bart lacht wieder. »Du gefällst mir. Man nennt mich Krimhild. Wie heißt du?«

»Siegfried«, sagt Hans.

»Ist mir eine Ehre«, sagt der Bart mit vollem Ernst und deutet eine Verbeugung an. Er betrachtet Hans von den blonden Haaren bis zu den blanken Füßen. »Wie schnell kannst du laufen, süßer Siegfried?«

Hans schaut zu den auf der Straße liegenden Bäumen, die als dunkle Schatten im Zwielflicht erkennbar sind, dann wieder zu Krimhild. »Ich schaffe es bis zu eurer Grenze, bevor du mich abknallen kannst.«

»Okay«, sagt der bärtige Krimhild. »Renn los, Süßer.«

Und Hans rennt. Seine Füße platschen auf die Straße, auf die kleinen Steinchen, die Äste, die man im Dunkeln kaum sieht. Er

fliegt, ein heller Schemen. Krimhild sieht ihm hinterher, scheint lautlos bis drei zu zählen. Dann hebt er die Maschinenpistole, hält sie schief vor sich, kneift ein Auge zu, drückt ab. Wir halten die Luft an.

Peng! Daneben. *Peng!* Wieder daneben. Hans läuft jetzt zickzack, auch wenn er so länger für den Weg braucht.

»Renn, Häschen!«, säuselt Krimhild, und seine Kameraden kichern. Der nächste Schuss. Wieder daneben.

Dann ist Hans an den Bäumen, nur noch ein heller Schemen, der sich über die Grenze schwingt und verschwindet.

»Scheiße«, sagt Krimhild, »jetzt habe ich schlechte Laune.« Er zielt plötzlich auf mich. »Los jetzt!« Er winkt mit der Waffe, stromaufwärts. Ich zögere keine Sekunde, gehe los, Krimhild und ein paar andere Kerle hinter und neben mir. Ich sehe nicht zurück. Nicht, als ich derbe Flüche höre, nicht, als meine Kameraden schreien, als Schüsse fallen.

Ich höre höhnisches Lachen, und dann nur noch unsere Schritte.

Als wir um die Kurve biegen, sehe ich die Doppelreihe beleuchteter Zugfenster in der Ferne. Wir nähern uns dem Zug, kommen an zwei bewaffneten Posten vorbei, an mehreren beleuchteten Hütten, an Autowracks am Straßenrand. Aus einer alten Garage stinkt es wie in einer Fleischerei. Bärtige Kerle laufen oder stehen herum.

Mitten auf der Strecke steht ein Doppelstock-Neigetechnik-ICE. Damals der modernste Zug der Bahn, ganz in weiß, mit zwei schwarzen Fensterbändern und einer schmalen, roten Zierleiste.

Jetzt ist der Zug schmutzig, beschmiert mit zotigen Sprüchen, Graffiti-Geheimschrift, sinnlos, bunt, ohne dass das Auge einen Halt findet. Hinter einigen Fenstern ist Licht, aber es flackert, wie von Kerzen.

Am schmalen Hang zwischen Straße und Zug brennen Feuer, hängen Kerle herum, die mich neugierig begaffen, mit allen möglichen Schimpfwörtern belegen und dann weiter in die Flammen stieren.

Bis zum Speisewagen werde ich geführt. In breiten, goldenen Buchstaben steht »King Long« zwischen den beiden Fensterreihen, und eine beleuchtete Holzterrasse führt hinauf zur Wagentür. In beiden Etagen brennt Licht, aber alle Fenster sind mit Vorhängen und Gardinen verhängt.

»Rein da«, befiehlt Krimhild, und ich klettere die Treppe hinauf, an bewaffneten Posten vorbei, einer spuckt mir vor die Füße, einer ins Haar.

Im Wagen werde ich nach oben geschickt, dann muss ich vor dicken Vorhängen warten. Krimhild flüstert mit einem Typen, der in seinem roten Umhang märchenhaft albern wirkt. Er nickt, tastet nach einer Lücke im Vorhang, steckt seinen Kopf hindurch, taucht dann wieder auf. »Der König ist bereit, Euch zu empfangen«, lallt er, und ich beiße mir auf die Zunge, um nicht zu lachen.

Krimhilds Maschinenpistole schiebt mich durch den Vorhang.

Auf der anderen Seite erwartet mich tatsächlich ein König. Er trägt einen schwarzen Anzug, goldene Krawatte, rote Schärpe auf blitzweißem Hemd, glatt rasiert, fast dürr – dank Körperkraft hat er seine Macht nicht erlangt. Ich stehe vor König Lang, Herrscher über ein paar Kilometer linksseitiges Rheintal südlich St. Goar und einen Haufen schießwütiger, spuckender Männer. Und dieser König hält mir die Hand hin.

»Willkommen in meinem kleinen Reich.«

Ich ergreife die Hand und drücke sie, versuche, mich nicht in ein Märchen versetzt zu fühlen.

»Es ist mir ein Vergnügen ... Hoheit.«

Ein Lächeln erobert die Züge des Königs. »Du weißt, warum man dich hierher gebracht hat?«

»Nicht genau«, antworte ich. »Es könnte damit zusammenhängen, dass ich mich mit Computern auskenne.«

»Sehr richtig. Bist du in der Lage, einen defekten Laptop zu reparieren?«

Unangenehme Frage. Ich verziehe das Gesicht und entscheide mich für eine ehrliche Antwort. »Möglich. Aber manchmal geht es nicht ohne Ersatzteile.«

Der König wischt meinen Einwand beiseite. »Wir haben genug. Der Zug war voll davon. Viele Geschäftsleute haben ihre Geräte zurückgelassen, als sie ausgestiegen sind. Die meisten dieser Notebooks sind allerdings Passwort-geschützt.«

Ich nicke. »Dann werde ich es gerne versuchen.«

»Es wird nicht zu deinem Schaden sein. Was wäre ich für ein König, wenn ich dir keine Belohnung versprechen würde?«

»Ich ... weiß nicht.«

Der König übergeht meine bescheidene Antwort und zeigt freundlich auf den Fußboden. »Du darfst eine Nacht in unserem Harem verbringen.«

Jetzt weiß ich, was sich in der unteren Etage hinter den Vorhängen verbirgt.

»Ein Harem?«

»Natürlich«, antwortet der König. »Damit halte ich die Männer bei Laune. Das ist sehr wichtig, sonst wäre ich nicht lange an der Macht.«

»Verstehe«, stimme ich lächelnd zu. »Ihr seid ein weiser Regent. Wo habt Ihr gelernt, wie man in Zeiten wie diesen Menschen führt?«

Jetzt ist es an dem König, zu lächeln. »Simulationssoftware«, entgegnet er. »Deshalb brauche ich ja auch so dringend den funktionierenden Computer.«

*

Die kalte Luft zerschnitt meine Lunge in dünne Scheiben, als ich die Treppe zum Bahnsteig empor hastete. Jemand hatte die Betonwände mit roter Sprühfarbe beschriftet: »NoWare« stand da, immer wieder, bis der Flasche die Luft ausgegangen war. Ich kannte den Schriftzug: Er war von Jo. Er hatte das Wort in irgendeinem Computerspiel aufgeschnappt und schrieb es seitdem an jede Wand, solange die Farbe reichte. Was das Wort bedeuteten sollte, hatte er mir nicht erklären können. Es sei »cool«, hatte seine Antwort auf meine entsprechende Frage gelaute. Was Jugendliche cool fanden, konnten Erwachsene allerdings noch nie besonders gut nachvollziehen – ich bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

Oben warteten nur wenige Pendler. Eine hochhackige, geschminkte Frau umarmte sich selbst in der Kälte. Ein Rentner-Ehepaar saß auf Koffern und schimpfte; es ging um vergessene Magenpillen, Mitbringsel für die erbärmlichen Enkel und um das verpasste Flugzeug nach Lanzarote.

»Halten Sie endlich Ihre Klappe«, sagte die geschminkte Frau plötzlich.

Die kahle Fläche inmitten des weißen Rentner-Haarkranzes verfärbte sich leuchtend rot. »Was fällt...«

»Haben Sie in den letzten Stunden etwa ein Flugzeug starten sehen?« Die Frau zeigte zum Himmel, wo sonst im Abstand weniger Minuten Maschinen in Richtung Wolken dröhnten.

Alle Blicke folgten ihrem Finger, der plötzlich zur Bahnsteigkante schwenkte. »Oder ist eine verdamnte S-Bahn gekommen?« Der Finger zuckte zum Bahnsteigdach. »Oder auch nur eine verschissene Durchsage? Die S-Bahn hat aufgrund von Verzögerungen im Betriebsablauf leider unbestimmte Zeit Verspätung, vielleicht kommt sie auch gar nie mehr?«

Der Rentner klappten den Mund auf und dann wieder zu.

Ich räusperte mich. »Darf ich fragen, wie lange Sie schon hier auf die Bahn warten?«

»56 Minuten«, sagte die Rentnerin.

»Anderthalb Stunden«, sagte ein schlanker Anzugträger, der bisher nur verlegen an seiner Krawatte gefummelt hatte.

»Scheiße«, sagte die Geschminkte.

Ich nickte ihr zu. »Weiß einer, wann der letzte Zug gefahren ist?«

»Das Problem ist«, gab sie zurück, »dass es wirklich der letzte, allerletzte Scheißzug gewesen sein könnte.«

In einiger Entfernung fuhr ein Martinshorn vorbei. Der Ton wurde immer tiefer und leiser, dann verstummte er.

Der Anzugträger löste sich von dem Lampenmast, vor dem er die ganze Zeit gestanden hatte. »In welche Richtung müssen Sie? Wir könnten uns ein Taxi teilen.«

Die Geschminkte schnaubte. »Wenn Sie eins finden.«

»Wir müssen zum Flughafen«, verkündete der Rentner.

»Was wollen Sie denn da?«, fragte die Geschminkte ironisch. »Die teuren Läden in den Arkaden plündern?«

»Setzen wir uns doch neue Ziele.« Der Anzugträger war offenbar in der Beratungsbranche tätig oder befand sich in der Ausbildung zum Motivationsseminar-Guru.

Die Geschminkte nickte mir zu. »Gehen wir?«

»Ein Taxi suchen?«

»Was auch immer.«

»Siehste Werner«, meldete sich erstmals die Rentnerin zu Wort, »hätten wir gleich heut' früh ein Taxi genommen.« Ihr Mann murmelte etwas unverständliches, dann streckte sie ihm die Zunge

raus. »Und deinen Hut hast du auch vergessen«, ergänzte sie.

»Ich heiße Agnes«, sagte die Geschminkte, als wir die Treppe zur Straße hinunter gingen. Ich nannte meinen Namen, dann zog ich mein Handy aus der Tasche. »Es hat keinen Sinn«, sagte ich. »Immer noch kein Empfang.«

»Das war der Plan«, sagte Agnes.

»Plan? Erzählen Sie mir mehr«, forderte ich sie auf.

»Nur, wenn wir einen Schritt schneller gehen. Ist arschkalt an den Beinen.« Agnes trug einen Rock, darunter eine Netzstrumpfhose. »Ich bin Projektleiterin bei ... na, kennen Sie eh nicht. Wir machen in Telekommunikation. Verschicken ein paar Millionen Produktinformationen pro Sekunde.«

»Und ich programmiere Software, die sie löscht.«

Agnes verzog das Gesicht. »Dann sind wir gewissermaßen Kollegen. Freut mich, dich kennenzulernen.«

Wir überquerten die leere Hölderlin-Straße, nachdem ein einsamer Porsche mit irrwitziger Geschwindigkeit über die Kreuzung gebrettert war. Aus einem der Fenster über uns wummerte überlaute Techno-Musik.

»Von was für einem Plan hast du gerade gesprochen?«, hakte ich nach.

Agnes sah sich nach allen Seiten um. »Immer noch kein Taxi.« Sie zeigte nach links. »Wenn wir hier lang gehen, kommen wir an einen Platz, wo die Straßenbahn hält. Vielleicht fährt die noch.«

Ich nickte. Mir lief die Nase, aber ich hatte kein Taschentuch. Der Wind frischte auf, durchstriefte die Häuserschlucht, als wolle er uns eiskalt aus der Realität wischen.

»Der Plan«, begann Agnes, »ist offensichtlich. Unsere schöne Spaßgesellschaft des 21. Jahrhunderts basiert auf Kommunikation. Auf *elektronischer* Kommunikation. Wusstest du, dass schnöde Telefongespräche heute zu über 90 Prozent über Computernetze laufen? Über das Internet? Dasselbe gilt für Börsengeschäfte, die Fahrpläne der Bahn und jeden anderen Scheiß. Das Netz ist unser aller Nervensystem. Und sie haben es kaputt gebombt.«

»Wer?«

Agnes gestikuliert mit dem Arm, über den sie ihre Handtasche trug. »Die Illuminati, die Templer, die Juden, die Nazis. Keine

Ahnung.«

Ich fragte mich, ob sie psychiatrische Behandlung brauchte. Dann tauchte tatsächlich ein Taxi auf, das uns zum Medienhafen fuhr. Wir kamen sogar recht günstig davon. Der Fahrer hörte sich geduldig an, wie Agnes ihm erklärte, dass sich unsere Zivilisation in einer Anarchiephase befand, auf die zwangsläufig ein neues Mittelalter folgte, schaltete das Taxameter ab und kassierte 50 Euro in die eigene Tasche.

Es stellte sich heraus, dass sich Agnes Arbeitsplatz wenige Meter von meinem eigenen entfernt befand. Vor dem Eingang zu Agnes Firma stand eine Menschentraube und rauchte. »Warte bitte einen Moment«, sagte Agnes und gesellte sich zu ihren Kollegen.

Unterdessen prüfte ich erneut mein Handy – natürlich immer noch kein Netz. Auch der Mobilfunk war auf funktionierende Computernetze angewiesen. Genau wie das nagelneue, zentrale Gesundheitssystem, die Verkehrsflussregelung und – mein Blick fiel auf die nächste Hausecke – Überwachungskameras vermutlich auch.

Bye bye, online-Games. Ciao, Pizza-Bringdienst. Auf Nimmerwiedersehen, unbegrenzte Film-Downloads. Sicher konnte alles repariert werden. Aber es würde eine Weile dauern, da man den Reparaturtrupp nicht mal eben telefonisch heranzitieren konnte. Meine Hand in der Jackentasche ballte sich zur Faust. Irgendjemand hatte unsere Gesellschaft um Jahrzehnte zurück gebombt. Wenn ich den oder die erwischen würde ...

Dann würde ich weglaufen, weil ich ein Schwächling war.

Agnes kam zurück und zeigte mit dem Daumen dahin, wo sie hergekommen war. »Wir streiken.«

»Gegen die Anarchie?«

»Nein, für Rauchen am Arbeitsplatz. Die Kollegen sind ausgeflippt.«

»Scheint mir auch so.«

»Sind deine Kollegen vernünftiger?«

Ich überlegte kurz. »Glaube ich nicht. Aber wir können nachsehen.« Vage zeigte ich ein paar Häuser weiter. Agnes nickte.

Meine Kollegen standen nicht vor der Tür, sondern saßen auf den Tischen im Aufenthaltsraum, genannt »Bistro«.

»Mann!«, wurde ich begrüßt.

»Das ist Agnes«, sagte ich.

»Geil«, kommentierte Alexej, unser russisch-stämmiger Systemadministrator. Er hielt mir eine Flasche Sekt hin. »Haben wir gefunden.«

»Gibt's etwa was zu feiern?«, fragte ich und nahm die Flasche.

»Klar«, kicherte Rolf, mein Kollege aus der Datenbankabteilung. »Wir feiern das Ende der Spam, Viren und Nigeria-Mails. Ist das nichts?«

»Das ist den einen oder anderen Kater wert«, entgegnete ich mit einem Seitenblick Richtung Agnes.

»Dummerweise«, meinte Alexej und rülpste, »fragen wir uns, woran wir uns jetzt aufgeilen sollen, wo wir keine Pornos mehr aus dem Internet ziehen können.« Sein Blick zog Agnes den Rock runter.

»Geil!«, schrie plötzlich Achmed, der sich einen Stoffpanda ans Ohr drückte.

»Das ist ein Radio«, flüsterte ich Agnes zu, als alle den jungen Programmierer fixierten.

»In Russland«, rief er, um das Murmeln zu übertönen, »hat eine Militärjunta den Notstand ausgerufen.«

»Gute Gelegenheit, um die Diktatur wieder einzuführen«, zischte Rolf, und mit einem Brüllen stürzte sich Alexej auf ihn. Mit vereinten Kräften werden die Streithähne auseinander gebracht und mit zusätzlichem Sekt ruhigestellt.

»Ich nehme an, das Internet geht nicht, und an Arbeiten ist heute nicht zu denken?«

»Lies erstmal die letzte Mail«, sagte Rolf und drückte mir einen zusammengefalteten Ausdruck in die Hand.

Ich überflog den Text, Agnes sah mir über die Schulter.

»Fünfte Republik ausgerufen«, las ich laut vor und war baff, woraufhin Agnes in Gelächter ausbrach.

*

»Ich fand die Details in Spielen wie Civilization unbefriedigend«, sagt King Long und zieht an einem Strohhalm. Krimhild lehnt in der Ecke und streichelt zärtlich den Lauf seiner Maschinenpistole. Sein Gesicht wirkt, als würde er dabei an den blonden Hans denken.

Ich konzentriere mich lieber wieder auf das Notebook des Königs.

Nur mit Mühe habe ich die Schrauben lösen können, weil passendes Werkzeug fehlt.

»Da baut man ein Äquadukt oder ein Kolosseum, und die Leute sind gesund und fröhlich. So einfach ist das in Wirklichkeit aber nicht.« Der König stellt sein Glas auf den Tisch und erhebt sich. »Nach dem Zusammenbruch habe ich meine Software an die neuen Verhältnisse angepasst, während die anderen Leute im Zug vor Panik geheult haben.«

»Ein paar haben sich auch umgebracht«, wirft Krimhild ein.

Der König steht jetzt hinter mir. »Wie sieht's aus?«

»Ganz gut«, sage ich leise. »Der Lüfter war völlig verklebt, dadurch hatte sich der Prozessor überhitzt. Aber er ist nicht kaputt, denke ich.«

»Ich bin erleichtert«, seufzt King Long, legt die Hände auf den Rücken und tritt ans Fenster. Während er den Vorhang etwas zur Seite schiebt, redet er weiter: »Ich habe diesen Zug und den Güterzug auf dem Nachbargleis als natürliche, aber begrenzte Ressourcen in die Simulation eingefügt. Die Zufriedenheit der Leute lässt sich zusammen mit ihrer Motivation über Sex regeln. Es ist erstaunlich, wie einfach Menschen funktionieren, wenn es keine Einflüsse gibt, die das Leben verkomplizieren. Wie Intelligenz zum Beispiel. Stimmt's, Krimhild?«

»Genau«, antwortet der Bärtige. »Als wir die Knarren im Güterzug gefunden haben, haben wir erstmal alle umgelegt, die uns zu schlau waren.«

»Was ist mit Nahrungsmitteln?«, frage ich, während ich eine klitzekleine Schraube an ihren Bestimmungsort bugsiere.

»Das ist eine einfache Gleichung«, wischt der König die Frage beiseite. »Wir verringern die Anzahl unserer Feinde, indem wir sie essen.«

Mir fällt die Schraube aus der Hand. Ich kneife die Augen zu und versuche, das Gesagte aus meinem Kopf zu verbannen. Meine rege Fantasie projiziert Agnes Lächeln auf die Innenseite meines Schädels. Wie es ihr wohl geht? Und was macht Jo, den ich seit jenem Morgen nicht mehr gesehen habe? Leidet er unter Entzugserscheinungen, weil Handy und Internet nicht mehr funktionieren?

»Was ist?«, fragt der König. Seine Stimme schneidet das Bild von Jo

in zwei Hälften. »Glaubst du wirklich, dass unter den gegebenen Umständen künstliche Konstruktionen wie Moral und Ethik noch etwas anderes sind als hinderlich? Moral kommt in meinen Gleichungen als Bremsfaktor vor. Bremsfaktoren muss man minimieren. Der Brave ist im Zweifel der schwächere. Und wenn es keine Gesetze oder Polizisten gibt, die den Schwachen vor dem Starken schützen, ...«

»Dann sollte man besser auf der Seite des Starken sein«, ergänze ich.

»Hier«, sagt der König und winkt mich zu sich. »Schau hinaus.«

Ich trete neben ihm ans Fenster und sehe ein paar improvisierte Zelte und Feuerstellen. Leute sitzen drumherum. Am Straßenrand stehen zwei LKW, beschmiert mit Graffiti, oben drauf ein Wachposten. Ich schaue ganz nach rechts, wo ich aufgrund der Kurve das dunkle Ende des Zugs sehe, und dahinter den braunen Güterzug kaum von dem Abhang dahinter unterscheiden kann, dann fällt mein Blick wieder auf den LKW und bleibt daran hängen.

»Die hier sind auf meiner Seite. Sie langweilen sich ein bisschen, weil nichts mehr im Fernsehen kommt, aber sie tun, was ich ihnen befehle, weil sie mir vertrauen«, sagt der König. Seine braunen Augen suchen plötzlich meine, und ich beginne zu schwitzen.

Ich muss die unausgesprochene Frage beantworten, und das besser sofort. »Ich habe zwar keine Ahnung, wie mir Menschenfleisch bekommt ...«, beginne ich.

»Wenn dich Gammeldöner nicht umgebracht hat ...«, unterbricht Krimhild.

»... aber für den Fall, dass Euch wieder einmal der Computer kaputtgeht, wäre es doch günstig, jemanden zu haben, der ihn reparieren kann, oder?«

Der König nickt staatsmännisch. Er hat das echt drauf. Ein hervorragender Schauspieler. »Willkommen in meinem unmoralischen Regime, mein IT-Minister«, sagt er. »Jetzt darfst du dich in den Harem begeben. Hier hast du eine Freikarte.« Er reicht mir einen 50-Euro-Schein mit einer grünen Unterschrift darauf.

»Sehr großzügig, aber ich bin müde.«

»Wirklich? Es ist für jeden Geschmack etwas dabei.«

Ich verziehe das Gesicht zu einem bemühten Lächeln, und als der

König schulterzuckend den Geldschein einsteckt und den Vorhang wieder vors Fenster zieht, kann ich noch einen letzten Blick auf den LKW werfen.

Und auf das vielfach wiederholte Graffiti an seiner Seitenwand.

*

»Siehst du das hier?« Agnes zeigte auf die letzte Zeile der sonderbaren Mail.

»Copyright Navi Warner«, las ich.

»Anagramm. Er heißt in Wirklichkeit Ivan Narrew. Ein Witzbold.«

»Ein Kollege von dir«, verstand ich.

»Hä?«, machte Rolf.

»Wir gehen besser«, drängte ich. Ein paar Kollegen hatten ziemlich drastische Ansichten, was Werbemails anging. Dass deren Verfasser auf einen Scheiterhaufen gehörten, war noch eine der harmloseren Varianten.

Draußen suchten wir nach Nahrung. Der Subway hatte zu, der Bäcker auch. Unser Hunger wuchs, unsere Laune sank. Ein ganzes Ende weiter Richtung Innenstadt fanden wir eine Pommesbude mit türkischem Gastwirt.

»Wo sind die ganzen Leute?«, fragte ich.

»Sitzen vorm Fernseher«, zuckte Agnes die Schultern.

»Aber da kommt doch nichts«, entgegnete ich und zeigte auf das Gerät oben unter der Decke, das nur ein Testbild zeigte.

»Aber es *könnte* wieder etwas kommen. Jeden Moment.« Unsere Blicke hefteten sich an die Mattscheibe.

Der Moment verging, ohne dass sich etwas am Testbild änderte.

»Es ging zu schnell«, sinnierte Agnes.

»Was?«

»Die Anschläge«, antwortete sie und kratzte sich am Kopf. »Du weißt doch, wie lange es dauert, wenn ein paar Leute etwas kompliziertes zu organisieren haben.«

Ich dachte an den letzten Monat zurück, als ich in der Firma um eine neue Tastatur gebeten hatte, weil bei meiner alten P und L klemmten. Ich würde wohl nie mehr Ersatz erhalten.

»Die Anschläge kamen so schnell, dass alle Kommunikation

zusammengebrochen war, bevor jemand da oben seinen Vorgesetzten anrufen konnte, um zu fragen, was er nun tun soll.«

»Pommes fertich«, rasselte der Wirt und schob uns zwei Teller rüber. Ich nahm das Essen an und stellte es zwischen Agnes und mir ab. »Trotzdem wird irgendwann alles repariert werden.«

»Wirklich?« Agnes aß die heißen Pommes mit den bloßen Fingern. »Wir müssen davon ausgehen, dass die ganze Welt betroffen ist. Wer sich soviel Mühe gibt, die Zivilisation in die Steinzeit zu bomben, schaut sicher nicht geduldig dabei zu, wie mal eben schnell die Leitungen geflickt werden.«

Ich schüttelte den Kopf und konzentrierte mich auf meine Pommes. »Das kann doch alles nicht wahr sein.«

»Fühlt es sich denn wie eine besonders trickreiche Fernsehshow an?«

»Eher wie ein unglaublicher Katastrophenfilm. Aber nach jeder Katastrophe geht es wieder aufwärts.«

»Komm jetzt nicht auf die Idee, diese Sache mit dem Wiederaufbau nach dem Krieg zu vergleichen«, sagte Agnes und zeigte mit einem Kartoffelstäbchen auf mich. »Heute arbeitet niemand freiwillig, ohne Geld dafür zu kriegen. Und Lohn kann niemand zahlen, weil das ganze Finanzsystem zusammengebrochen ist. Weißt du, wieviele Nullen Verluste im Billiardenbereich haben?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wovon redest du?«

Agnes zuckte die Schultern. »Ich kann Eins und Eins zusammenzählen. Die ganze Sache riecht nach Leuten, die unseren schönen Kapitalismus für ein Werk des Teufels halten. Sie werden nicht ausgerechnet die Leitungen verschont haben, die bei den großen Banken in den Keller führen.«

»Ist es denn wirklich so einfach, soviel Schaden anzurichten?«

»Also, mein Computer ist schon abgestürzt, wenn ich ihm einen Fußtritt versetzt habe, und glaub mir, das war nicht selten. Tja, und Sicherheitskontrollen gibt es zwar auf Flughäfen, aber nicht vor dem grauen Telekom-Verteilerhäuschen an der Ecke.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte ich, als unsere Teller leer waren.

»In manchen Geschichten würden wir jetzt aus Frust 'ne Runde vögeln«, versetzte Agnes. Ich wurde rot. »Aber keine Sorge«, fuhr sie

fort, »das hier ist ja keine Geschichte, sondern die Wirklichkeit.«

Ich musste grinsen. »Ich wünschte, es wäre anders«, rutsche mir raus.

»Leck mich«, sagte Agnes, stand auf und ging.

Eine unsichtbare Kraft hielt mich auf meinem Stuhl fest. Ich brachte nicht einmal ein »Aber« heraus. Als ich wenigstens den Kopf Richtung Tür drehte, war von Agnes schon nichts mehr zu sehen.

Erst nach einigen Minuten Warten bezahlte ich. Als wollte ich auf Nummer Sicher gehen, ihr draußen nicht mehr zu begegnen, über meinen harmlosen Satz nicht diskutieren zu müssen. Ich machte mich zu Fuß auf den Heimweg.

An der nächsten Kreuzung lag ein Fahrrad mitten auf der Straße. Die zugehörige Leiche war von ein ganzes Stück weiter geschleift worden, der schuldige Autofahrer war vermutlich nicht einmal ausgestiegen.

Ich fühlte nichts, als ich das Fahrrad anhub und die Funktion prüfte. Das Vorderrad hatte einen Schlag, aber ich kam deutlich schneller nach Hause als zu Fuß.

Mir begegnete fast niemand. Ich sah keinen Bus und keine Straßenbahn, hörte kein Flugzeug und keine Klingeltöne. In einiger Entfernung sah ich eine Mensentraube in der Nähe eines brennenden Telekom-Verteilerhäuschens. Ich machte, dass ich nach Hause kam.

Jo war nicht da, und er kam auch bis zum Abend nicht.

Ich ließ den Fernseher laufen, bis gegen 23 Uhr der Strom ausfiel.

Am nächsten Tag hörte ich Schüsse in einiger Entfernung.

Am übernächsten brannten die ersten Häuser.

Am dritten gab es immer noch keinen Strom, von Telefon oder Internet ganz zu schweigen. Ich stellte fest, dass ich versäumt hatte, mein Handy nochmal aufzuladen. Ich schmiss es gegen die Wand und machte mich auf die Suche nach Jo.

*

»NoWAre.«

Noware statt Software, Hardware, Cyberware ...

Das Graffiti hat jetzt eine neue Bedeutung. Aber in erster Linie sagt

es immer noch: »Ich war hier.« Nicht mehr und nicht weniger. Damals ein Aufschrei gegen die Gesellschaft mit ihren Millionen Verboten, heute ein Fingerabdruck in der Asche der Zivilisation. Eine Fährte.

Mein Sohn ist ein Untertan von König Long, weil sein Graffiti auf dem LKW draußen prangt. Soweit die wacklige Theorie. Ich muss mindestens so lange hier bleiben, bis ich Jo gefunden habe, oder bis ich weiß, wohin er von hier verschwunden ist. Wie er überhaupt hierher gekommen ist, ist dagegen irrelevant.

Glücklicherweise verfügt Jo über die richtigen Eigenschaften für einen Untertanen des Königs: Er ist feige und dumm. So widersinnig es auch klingt – beides erhöht seine Überlebenschancen in King Longs Reich.

Ich ziehe das Foto von Jo aus der Tasche. Das Wasser des Rheins hat ihm mächtig zugesetzt. Ich stelle mir vor, wie ich den Kopf in dunkle Zelte stecke, das Bild vorzeige und frage, ob jemand den Jungen gesehen hat.

Nein. Die Suche braucht Tageslicht. Ich stecke das Foto wieder ein.

Krimhild steht plötzlich neben mir, ist dabei, den Gürtel zu schließen. Auch er hat vom König zur Belohnung, einen Computerfachmann angeschleppt zu haben, eine Freikarte für den Harem geschenkt bekommen.

»Guter König«, sagt Krimhild. Er sieht zufrieden aus, ein Grinsen teilt seinen Bart in zwei Hälften, die untere leicht angegraut. Der Schopf, leidlich gepflegt, wuchert schon längere Zeit, nicht erst seit dem Zusammenbruch.

»Möge er uns lange erhalten bleiben«, murmele ich.

»Ich war früher mal Journalist«, plaudert Krimhild.

»Tatsächlich?«

»Tja, aber es sah wohl so aus, dass Journalisten nicht mehr gebraucht wurden. Im Gegensatz zu Werbetextern. Komische Sache, oder?«

»Keine Ahnung«, entgegne ich schwach. Mir fehlt die Kraft für eine Diskussion.

»Ich hätte als Werbetexter sogar ganz gut verdienen können. Aber ich sage gerne die Wahrheit, tja, und das war's dann.« Er wirft einen Blick auf den Himmel. Irgendwo hinter den Wolken verbirgt sich der

Mond, als wolle er mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. »Du kannst im Zug schlafen, bist ja Minister.«

»In einem eigenen Abteil?«

Krimhild kichert. »Wir haben ein leeres, weil gestern einer abgeknallt wurde.« Er nimmt meinen Arm und zieht mich zum Zug.

»Abgeknallt? Von wem?«

Krimhild deutet mit dem Kinn nach Norden. »Von den Sanktis.« Als ich verständnislos aus der Wäsche schaue, ergänzt er: »Aus Sankt Goar.«

Wir besteigen den Zug, ein Wachposten nickt uns zu. Wir biegen rechts ab, die Treppe hinunter, vorbei an verhängten Abteilen, aus denen teilweise gedämpftes Licht dringt.

»Hier«, sagt Krimhild und schiebt eine Tür auf.

Muffiger Geruch dringt aus dem Abteil. Die Klimaanlage funktioniert nicht mehr, die Fenster lassen sich nicht öffnen. Im Zwielflicht erkenne ich einen improvisierten Tisch; auf der rechten Seite bilden die Sitze eine leidlich komfortable Liegefläche. Kein Ort, den ich je Zuhause nennen will.

»Schlaf gut«, sagt Krimhild und schiebt die Tür zu.

Ich ziehe meine Klamotten aus, finde eine Decke, rolle mich zusammen.

Fast augenblicklich schlafe ich ein.

Bis mich Schüsse wecken.

*

Was nahm man mit, wenn man sein altes Leben komplett hinter sich ließ?

Beim letzten Mal hatte ich meinen Sohn zurückgelassen, diesmal wiederholte sich die Geschichte in dieser Hinsicht. Allerdings ließ ich auch sämtliche Möbel zurück. Ich verließ die Wohnung, als wollte ich nur kurz zum Aldi: Mit Bargeld, ohne Einkaufszettel. Ein Foto von Jo hatte ich ohnehin immer dabei, viel mehr brauchte ich nicht.

Die Batterien meiner Radios waren alle leer, hatten ungefähr aufgehört zu funktionieren, als auch der letzte Rundfunksender den Dienst eingestellt hatte, »vorübergehend«, wie es hieß, aufgrund von Personalproblemen.

Die wenigen Informationsquellen, aus denen sich die letzten Nachrichtensendungen speisten, hießen Augenzeugen und Hörensagen. Beides war nicht sehr verlässlich, und sie widersprachen einander ungefähr in jedem zweiten Satz.

Klar war nur, dass ein weltweites Netzwerk anonymer Aktivisten den großen Konzernen und korrupten Politikern mal so richtig eins auswischen wollte. Unterstützt von islamistischen Zellen, die von der Idee Feuer und Flamme waren, sowie einer Menge Sprengstoff, wurde die moderne Infrastruktur erfolgreich eliminiert. Die Effizienz der Aktion überraschte offenbar sogar die Initiatoren, die nun feststellen mussten, dass sie sich vorher nicht überlegt hatten, was sie als nächstes tun sollten, und dieses Versäumnis in Ermangelung ihrer üblichen, natürlich elektronischen Kommunikationswege auch nicht mehr nachholen konnten.

Spontan gebildete Milizen hatten, teils mit besten Absichten, die Ordnung nicht wiederhergestellt, sondern alles nur noch unübersichtlicher gemacht, weil sie ständig die Reihenfolge von Fragen und Schießen durcheinander gebracht hatten. Einige Einheiten der Armee waren ausgerückt, um neuralgische Punkte zu beschützen, mangels Gegner und Motivation aber schnell wieder abgezogen.

Die Bürger Europas waren langsam panisch geworden, als die Geldautomaten auch nach drei Tagen noch nicht wieder funktionierten. Die folgenden Plünderungen waren schnell vorbei gewesen, weil Lebensmittelläden keine neue Ware mehr erhielten und alles, was in den Kühlregalen lag, mangels Strom ohnehin nicht mehr genießbar war. Das hielt zahlreiche Leute nicht davon ab, das verdorbene Zeug zu essen. Krankenhäuser schickten Leute mit Magenbeschwerden aber wieder nach Hause, weil sie keinen Zugriff auf die zentralen Gesundheits-Datenbanken hatten und ihre Zeit lieber verwendeten, die Schusswunden zu behandeln, die in immer größerer Zahl auftraten.

Erstaunlich viele Menschen waren zu Sozialkontakten außerhalb des Internet nicht mehr in der Lage, verloren ohne Netz und Strom jede Orientierung, versanken in der Apathie des Nirgendwo. Viele verhungerten, unzählige sprangen aus dem Fenster oder von der nächsten Rheinbrücke. Das lokale Radio namens Düsseldorf war die

letzte verbliebene Informationsquelle. Ein Hobby-Bastler hatte über Kurzweile einen Sender in den ebenfalls betroffenen USA reingekriegt. Er saß im Studio des Lokalradios und erklärte den schwindenden Zuhörern, dass wir noch gut dran seien, weil bei uns weniger Leute über Schusswaffen verfügten.

In der Schusterstraße fand ich zufällig Zak, den Jungen, der Jo das Handy hatte klauen wollen. Er hing an einer Gaslaterne, mit dem Kopf nach unten, aufgehängt an einem abgerissenen, fingerdicken Telekomkabel. Blut bildete eine Pfütze unter ihm, und weitere Tropfen waren unaufhörlich dabei, sie zu vergrößern.

»Hast du Jo gesehen?«, fragte ich aus sicherer Entfernung.

Es dauerte eine Weile, bis Zaks blutunterlaufene Augen mich fixierten. »Leck mich«, stöhnte er, und mehr war nicht aus ihm heraus zu bekommen.

Ich verzichtete darauf, auf die Laterne zu klettern, um Zak herunter zu holen. Es hätte sein Leiden vermutlich nur verlängert.

Gegen Abend war ich mit dem Fahrrad bis zum Stadtteil Hamm gekommen, wo auf den Rheinwiesen einige Leute neben einer aus unerfindlichen Gründen hier gestrandeten Museumsgaleere campierten. Ich zeigte das Foto herum, aber niemand hatte Jo gesehen.

Also nahm ich die Einladung an, an einem großen Feuer viel zuviel Schnaps aus dem geplünderten Keller einer örtlichen Kneipe zu trinken. Deshalb vergaß ich meine Suche nach Jo, als ein gewichtiger Kerl namens Tarno mit russischem Akzent vorschlug, mit der Galeere rheinaufwärts zu fahren, im Tausch gegen Nahrungsmittel Transportdienste anzubieten und überhaupt eine Menge Spaß zu haben.

Der Vorschlag klang vernünftiger als das meiste, was ich in den letzten Tagen gehört hatte, und der Rhein wirkte einladender als die Großstadt.

Vielleicht, weil sich weniger Menschen darin befanden. *Lebende* Menschen; voller Leichen waren beide.

*

Kein Traum. Das Geballer ist echt.

Der Angriff kommt immer im Morgengrauen. Ich springe auf, schwanke, weiß nicht, was ich zuerst tun soll.

Vielleicht Schuhe anziehen. Ich will nicht auf Socken sterben.

Draußen Schreie. Johlen. Kreischen. Immer lauter.

Aus dem Abteil, den Gang entlang, die Stufen ... nur raus hier.

Draußen die Dämmerung; ein hellgrauer Streifen über der anderen Seite des Tals. Kalte Luft strömt in meinen trockenen Mund.

Die Jungs laufen durcheinander, suchen Deckung.

Dann sehe ich die anderen. Unten, auf der Straße. Es müssen die Sanktis sein, sie kommen von Norden, auf Inlineskatern, mit Pistolen und Messern.

Die rollenden Angreifer flitzen die Straße herunter, ballern wahllos in Zelte, Bäume und auf den ICE. Dessen Wände sind nicht dafür gemacht, Projektile aufzuhalten.

Ich muss hier weg. Eile wieder in den Zug, mache mich an der Tür auf der anderen Seite zu schaffen. Irgendwie bekomme ich sie auf, springe auf die Schwellen des hinteren Parallelgleises hinunter. Links steht in einiger Entfernung unser Güterzug, rechts führen die Schienen Richtung Goar, geradeaus ist die steile Wand des Tals, bewachsen mit Gestrüpp, niedrigen Bäumen, weiter oben Weinreben.

Ich stürme vorwärts, ins steile Unterholz, vergesse völlig, die Tür hinter mir zu schließen, halte mich an stacheligen Ranken fest, den Kampfeslärm in meinem Rücken. Das Erdreich gibt unter mir nach, ich rutsche, werfe mich vorwärts, nach oben, bloß nicht zurück.

Als mir die Beine versagen, mein Herz dröhnt, meine Hände blutig sind, bleibe ich einfach im Gestrüpp hängen, leidlich versteckt.

Ich bin ein Feigling. Ich wollte Jo finden, stattdessen bin ich auf der Flucht vor einer schießwütigen, vermutlich hungrigen Bande, die auch mich hier erwischen wird, wenn der Angriff nicht zurückgeschlagen wird. Es ist nur eine Frage der Zeit.

Wenigstens kann ich von hier oben über das Dach des Zuges hinweg sehen, was passiert. Die zunehmende Helligkeit des Morgens beleuchtet eine unwirkliche Szenerie. Die Jungs des Königs haben sich verschanzt, verteidigen den Zug. Sie ballern auf die Sanktis auf ihren Skates, Jungs beider Seigen liegen so gut wie oder tot auf der Straße. Mehr Fleisch. Fragt sich nur, für wen.

Die Skater scheinen sich zurückzuziehen, es kehrt gespenstische

Ruhe ein, die verdammt vorübergehend klingt.

Langsam drängt sich ein neues Geräusch in die Stille. Ein vielfaches Klappern, rollendes Eisen, heiseres Johlen. Es kommt von links, ich halte mich fest, strecke den Kopf hinaus ...

In diesem Moment klettert die Sonne über den gegenüberliegenden Rand des Rheintals, blendet mich. Ich glaube nicht, was ich da gesehen habe. Aber ein paar unserer Jungs, die sich auf erhöhte Posten begeben hatten, haben dasselbe gesehen, denn sie schreien, gestikulieren.

Auf dem linken Gleis rollt ein Zug heran, fünfspännig. Schweißnasse Pferde vor einem Güterwagen, augenscheinlich mit Blechen gepanzert, versehen mit Schießscharten. Ein zweiter, flach und leer. Unsere Nemesis auf Schienen, und sie kommt schnell näher. Die Züge im Rheintal fahren seinerzeit langsamer, scheint mir.

Schon ist der Sankti-Express auf Höhe des ICE, außerhalb der Schussbahnen unserer Jungs, da stolpert eines der Pferde auf den Schwellen, bricht zusammen, wird vom Wagen überrollt. Die ganze Fuhre bremst scharf ab, kommt zum Stehen, vielleicht sogar absichtlich, denn die Pferde sind plötzlich frei. Ein kleiner Trupp donnert eine Stahlstrebe seitlich aus dem Wagen, hinein in das Gehäuse des ICE. Sekunden später stürmen zwei Männer mit Vorschlaghämmern aus dem Wagen, balancieren auf der Stahlstrebe, schlagen Scheiben des ICE ein, bahnen einen Weg.

Des Königs Palast wird geentert.

Drüben versuchen unsere Jungs, auf das Dach des ICE zu gelangen, um die Angreifer unter Beschuss zu nehmen. Aber sie haben keine Leiter. Und keine Chance.

Ich auch nicht. Zitternd kralle ich mich im Abhang fest, kann nicht denken, nur zusehen, als wäre das da unten ein völlig absurder Fernsehfilm, bloß die Werbeunterbrechung kommt und kommt nicht, dabei muss ich dringend pissen.

Dann ist der Kampf zuende. Unsere besiegten Jungs knien, soweit sie noch leben, auf dem Platz vor dem Speisewagen des Königs, die Hände hinter den Köpfen, bewacht von Sanktis, die auf ihren Skates zwischen ihnen patrouillieren.

Der König wird herausgeführt, in den Staub geworfen, die Schärpe ist nicht das einzige Rot auf seinem weißen Hemd.

Dann kommen die Frauen aus dem Harem. Mit zerrissenen Kleidern oder völlig nackt, werden sie unter lautem Gröhlen aus dem Zug gestoßen. Vier, fünf von ihnen ... und dann ...

Mein Körper verkrampft sich. Mein Hirn weigert sich, meinen Augen zu glauben.

Da ist Jo. Mein Sohn. Zwischen den Kurtisanen. In Frauenunterwäsche, die ihm in Fetzen am Körper hängt.

In diesem Moment muss ich an Krimhild denken, wie er aus dem Harem kam. »Für jeden Geschmack ist etwas dabei«, hat der König gesagt.

Meine Hände schmerzen, weil ich sie zu Fäusten balle, obwohl ich mich an dornige Ranken klammere.

Als die Sanktis anfangen, dem König, meinem Sohn und dann den restlichen Jungs lebend die Haut abziehen und zwischendurch die Kurtisanen in den Blutpfützen zu vergewaltigen, verweigert mein Verstand endgültig den Dienst, und ich rutsche langsam den Hang hinunter.

Ein Wachtraum gaukelt mir vor, der Sachbearbeiter vom Jugendamt hätte mich zu sich gerufen, um mir mitzuteilen, dass Jo nunmehr alt genug sei, um selbst Geld zu verdienen, und man habe auch schon einen Job für ihn, der seinen Fähigkeiten entspreche. Ich zerbeiße dem Beamten die Gurgel und esse ihn einfach auf.

Die Sonne steht deutlich höher, als ich wieder zu mir komme, zitternd am ganzen Leib. Feuchtkalte Nüstern eines Pferdes lassen mich zurück zucken. Es schnauft, und ich liege im Graben neben der Strecke. Ich kann unter dem ICE hindurch sehen, wie drüben Leute hin und her gehen, ohne Eile, als wäre nichts geschehen, niemand gestorben, nirgendwo Blut.

Mein Blick fällt auf das Pferd. Ein Brauner, mit Zaumzeug, aber nicht festgemacht. Kein Fabeltier in einem sonderbaren Traum, sondern stinkend und echt.

Ich denke nicht nach. Ich ergreife die Zügel, streichle dem Pferd die Nase, richte mich langsam auf. Führe es entlang des Gleises. Meine Knie zittern, wir sind viel zu laut. Hundert Meter sind es bis zum Güterzug, der einigermaßen Sichtschutz bietet, hoffentlich.

»Halt!«

Ich fahre herum, sehe das falsche Ende einer Pistole.

Oben auf dem ICE steht eine Wache. Das war's. Ich bin fertig. Mit letzter Kraft gelingt es mir, mir nicht in die Hose zu machen.

Wieso schießt der Kerl nicht?

Gegen die Sonne muss ich blinzeln. Dann erkenne ich Hans. Er senkt die Waffe.

»Lauf«, sagt der Hüne, zeigt Richtung Süden. »Schnell.«

Zwei, drei Sekunden vergehen. Dann nicke ich und führe das Pferd weiter.

Das Ende des Güterzugs erreiche ich nach scheinbar unendlich vielen Stunden, dabei sind es nur Sekunden.

Ein Schuss peitscht neben mir ins Gleisbett. Ich zucke zusammen, fahre herum. Sehe, wie Hans auf mich schießt. Wie Krimhild gestern Abend auf ihn.

Ich renne, stolpere, lasse die Zügel fahren, fange mich an der eiskalten Stahlschiene ab. Hans schießt immer noch, dann hört er plötzlich auf.

Er muss nachladen, schießt es mir durch den Kopf. Jetzt oder tot.

Ich ziehe mich hoch, schaffe es irgendwie auf den Rücken des Pferdes, zische irgendwas, und es rennt los, obwohl ich nicht weiß, was ich tue, niemals geritten bin, eine Scheißangst habe, mir den Hals zu brechen.

Dann sind wir hinter dem Güterzug. Aber längst nicht in Sicherheit.

Nirgendwo.